Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden nur von 12—1 Uhr
Stettin, Kirchplatz Nr. 3.

Stettiner Zeitung.

Abend-Ausgabe. Donnerstag den 11 Mai 1882. Nr. 218.

Deutscher Reichstag.

7. Sitzung vom 10. Mai.

Präsident v. Levetzow eröffnet die Sitzung um $11\frac{1}{4}$ Uhr.

Am Tische des Bundesraths: Schatzsekretär Scholz, v. Böttticher, v. Mayr, v. Schmid (Würtemberg) u. A.

Der Konsularvertrag mit Brasilien wird ohne Diskussion in dritter Lesung angenommen und darauf in die erste Berathung der Tabakmonopolvorlage eingetreten.

Staatssekretär Scholz, der zur Einleitung der Berathung das Wort ergreift, erklärt zunächst, daß der Reichskanzler leider von Neuem erkrankt sei, so daß er die Reise hierher nicht habe antreten können und deshalb zu seinem Bedauern verhindert sei, der heutigen Verhandlung beizuwohnen. Er (Redner) wolle deshalb einige einleitende Bemerkungen zu der Vorlage machen, wobei er allerdings schwerlich viel Neues werde sagen können. Es komme ihm auch nur darauf an, den Standpunkt der Regierung möglichst klar darzulegen und ihn zu vertreten gegenüber den mehr oder weniger wichtigen, aber der Zahl nach bedeutenden Gegengründe, und den ungeschickten Freunden des Monopols gegenüber, bei denen man sagen könne: Gott schütze mich vor meinen Freunden. (Hört! hört!) Redner erläutert alsdann das Bedürfniß der Einzelstaaten, die Belastung der Kommunen 2c. und bezeichnet dies als eine im hohen Grade unbefriedigende, auf die Dauer unhaltbare Lage, der Abhülfe geschaffen werden müsse auf dem Wege der indirekten Steuern. Man habe von einer Seite eine Verminderung der Ausgaben vorgeschlagen; wer indessen die Sicherheit Deutschlands, wer die Betheiligung des Reiches an den wichtigen Fragen wolle, der werde zugeben müssen, daß in absehbarer Zeit keine Ersparnisse gemacht werden können; der einzige Weg zur Beschaffung der erforderlichen Mittel sei der der Steuerreform. Dem Reiche fehlen noch immer die Einnahmen, welche die Selbstständigkeit der Finanzen desselben sichern; die erforderlichen 106 Millionen indirekter Steuern seien noch nicht vorhanden, das Ziel, das Reich auf selbstständige Einnahmen zu stellen, sei noch nicht erreicht, ebensowenig das andere Ziel, eine befriedigende Reform der Finanzverhältnisse des Reiches herbeizuführen. Die verbündeten Regierungen seien deshalb dahin gelangt, die erforderlichen Einnahmen auf dem Wege des Tabakmonopols zu erzielen. Man habe von gewisser Seite das loyale Verhalten der Regierung angezweifelt und die Regierung im Lande zu diskreditiren gesucht. Diese Angriffe seien ganz ungerechtfertigt, denn die Verwendungen der Einnahmen aus den Zöllen und Steuern seien doch nur mit Zustimmung der Volksvertretung verwendet worden. Dadurch diskreditire man gleichzeitig das parlamentarische System. Die Zustimmung zu dem Tabakmonopol werde der Volksvertretung angesonnen, weil damit ohne Schädigung des Tabakbaues, vielmehr unter Schonung und Förderung desselben ohne wesentliche Mehrbelastung der Konsumenten, namentlich der untersten Klassen, eine Einnahme erzielt werden könne von ca. 163 Millionen, also 118 Millionen mehr gegen die jetzige Einnahme. Die Vortheile des Tabakmonopols würden von den verbündeten Regierungen ebenso anerkannt, wie die Uebelstände, welche mit der Einführung desselben unzweifelhaft verbunden sind. Die Regierung gehe nicht leichten Herzens über die Nachtheile fort, welche die Einführung des Monopols Fabrikanten und Händlern bereiten würde; es soll denselben daher Ersatz gegeben werden, wenngleich viele von ihrem bisherigen Erwerbe würden lassen müssen. Die Regierung werde bei der Entschädigung nicht allein strenge Gerechtigkeit, sondern auch volle Billigkeit gelten lassen und glaubt mit ihren Vorschlägen in dieser Beziehung das Richtige getroffen zu haben. Die Kosten der Entschädigungen werden sich auf 256 Millionen belaufen. Eine höhere Besteuerung des Tabaks vermöge die Regierung in keiner anderen Form als der des Monopols besser und ohne Nachtheile für die Betheiligten herbeizuführen; alle anderen Besteuerungsformen würden mehr Belastung und Schaden für die Betheiligten im Gefolge haben, ohne die Entschädigung. Auf diesen Erwägungen beruhe der Glaube an die Unabwendbarkeit des Monopols, welches doch einmal eingeführt werden müsse. (Rufe links: Nie! Niemals!) Die Uebelstände, welche mit der Einführung des Monopols verbunden seien, werden durch Hinausschieben der Bewilligung immer größer werden. Verweise das Haus die Vorlage an eine Kommission, so werde die Regierung bestrebt sein, die Verhandlungen derselben in jeder Beziehung zu fördern. Man möge dabei nicht vergessen: Wir wollen ja Alle das Beste des Vaterlandes! (Beifall rechts.)

Abg. Sandtmann rechtfertigt hierauf folgenden von der Fortschrittspartei (Ausfeldt u. Gen.) eingebrachten Antrag, zu erklären:

„1) daß nach der erst durch Gesetz vom 16. Juli 1879 stattgehabten beträchtlichen Erhöhung der Tabaksteuer jede neue Störung der Tabakindustrie durch nochmalige Veränderung der Besteuerungsverhältnisse ausgeschlossen sein muß und daher die in der Eröffnungsrede vom 27. April eventuell in Aussicht genommene Erhöhung der Tabaksteuer nicht minder unzulässig sein würde, als die Einführung des Tabakmonopols;

2) daß die schon vorhandenen und in Zunahme begriffenen Einnahmen bei angemessener Sparsamkeit in allen Zweigen des öffentlichen Haushalts die Mittel darbieten würden, um in der Steuer- und Zoll-Gesetzgebung Härten und Ungerechtigkeiten zu beseitigen."

Zur Begründung dieses Antrages weist Redner zunächst auf die Erfahrungen hin, welche Frankreich mit dem Tabakmonopol gemacht habe, und widerlegt hierauf die Ausführungen des Staatssekretärs, wobei er die Frage aufwirft, ob es denn überhaupt nothwendig sei, daß der Tabak höher besteuert, die Bedürfnisse des Reiches aus der Tabaksteuer befriedigt werden müßten. Er freut sich, daß der Reichstag berufen sei, bei dieser Vorlage auch diese Frage in Erwägung zu ziehen. In der Kommission werde sich die Ueberzeugung Bahn brechen, daß eine solche Nothwendigkeit nicht vorhanden sei. Redner verweist alsdann darauf, daß die Tabak-Enquete-Kommission sich gegen das Monopol erklärt habe, und daß im Jahre 1879 erst eine erhebliche Erhöhung der Tabaksteuer beschlossen sei, und es sei nunmehr der Industrie die nöthige Ruhe zu geben. Der große Tabakkonsum in Deutschland sei nur durch die niedrigen Zölle möglich gewesen, trete jetzt eine bedeutende Erhöhung derselben ein, so sei eine Abnahme des Konsums und eine Veränderung in den Arbeiter-Verhältnissen unausbleiblich. In seinen weiteren, sehr schwer verständlichen Ausführungen weist Redner ferner darauf hin, daß die französische Regie niemals behauptet habe, daß sie billiger verkaufe als der Fabrikant, das Höchste, was sie gewagt habe zu behaupten, sei, daß sie nicht theurer verkaufe. Redner verweist auf die Bedeutung des Schmuggels, welcher durch das Monopol befördert würde. Frankreich hoffe von der Einführung des Monopols in Deutschland eine Ersparniß von 37 Millionen Franks, weil es alsdann an seinen Grenzen die niedrige Zone nicht mehr gebrauche. Der Tabak könne nicht mehr bluten, wenn die Industrie nicht verbluten solle. Diese Industrie habe ein Anrecht auf den Schutz der nationalen Arbeit und deshalb sei er der Meinung, daß der Reichstag die Pflicht habe, derselben durch einen Beschluß zu Hülfe zu kommen, welcher es ausspricht, daß die Industrie nicht ruinirt, sondern ihr Zeit und Ruhe gegönnt werden soll. Die Verwerflichkeit des Monopols stehe so fest, daß es zu der Vorlage keiner Kommissions-Berathung bedürfe. (Beifall links.)

Abg. Hobrecht ist der Ansicht, daß die Bewilligungen, welche seit dem Jahre 1878 hier gemacht seien, ausreichten, die einzelnen Bundesstaaten von den Matrikularbeiträgen zu befreien. Die Schwierigkeit liege nicht in der Größe der geforderten Summen, sondern bleibe zurück gegen die Verluste jener Kreise, welche in Mitleidenschaft gezogen wurden und bei den Objekten, auf welche die Vertreter der Steuerreform ihr Auge werfen. Die Reform wurde begonnen, als die Regierung eine Majorität für sich hatte, augenblicklich, gerade bei dieser Vorlage, gebe es keine Majorität für die Regierung. Als im Jahre 1879 die Gewichtssteuer-Vorlage eingebracht wurde, da sei er (Redner) als damaliger Vertreter der Regierung wiederholt interpellirt worden, ob die Regierung mit derselben es aufgegeben habe, auf das Tabakmonopol zurückzukommen. Er habe eine solche Erklärung weder in der Kommission, noch im Plenum abgegeben. Von der Verletzung eines Versprechens kann also bei Vorlage des Monopolgesetzes nicht gesprochen werden. Wohl aber hätte in der damaligen Vorlage ein thatsächliches Engagement gelegen, mit welchem die jetzige Vorlage nicht im Einklange stehe. (Hört, hört!) Man hätte zunächst die Gewichtssteuer ganz durchführen müssen, um Erfahrungen zu sammeln; die Durchführung des Gesetzes wurde aber verkümmert, weil Jedermann vor die Frage gestellt wurde, ob denn etwas Dauerndes geschaffen werden solle, und nun solle der Reichstag in die Berathung der Monopolvorlage eintreten, ohne die volle Wirkung jenes Gesetzes zu kennen. Er sei mit keiner Abneigung an die Prüfung der Vorlage herangetreten, aber er habe die Ueberzeugung gewonnen, daß von dem Monopol nicht diejenigen Vortheile zu erwarten seien, die die Regierung von demselben erhofft. Wolle man aus dem Tabak hohe Erträge erzielen, so sei nach seiner Ansicht dies durch die Konkurrenz des freien Handels viel eher zu erreichen, als durch das Monopol, bei dem, trotz aller Versprechungen über die Förderung des Tabakbaues und dergleichen, doch schließlich das fiskalische Interesse den Ausschlag geben und leicht zu einer Einschränkung der Baubezirke führen werde. Redner beleuchtet alsdann die nachtheilige Wirkung des Monopols auf den Tabakhandel und wendet sich alsdann zur Entschädigungsfrage. An 40,000 Menschen würden ihre Beschäftigung verlieren und das bedeute eine Landeskalamität. Die Versprechungen, welche man den Konsumenten mache, würden auch nicht gehalten werden können. Von der Einnahme von 348 Millionen rechne man sehr willkürlich 280 Millionen auf Cigarren. Das könne sich aber sehr leicht anders gestalten, denn wenn sich der besser situirte Mann erst dem Tabak in der Pfeife zuwende, dann werde eine erhebliche Abnahme des Cigarrenkonsums eintreten. In Bezug auf die Güte der Fabrikate trete gerade der Vorzug der Privatindustrie hervor, die sich schnell überall dem jeweiligen Geschmacke anpassen könne. Es sei demnach eine bedeutende Verminderung des Konsums zu befürchten, denn bei einer Reise nach den Monopolländern wisse Jeder, daß, wenn er sich seinen Bedarf nicht mitbringe, er seinen Konsum einschränken müsse. Das trete künftig auch für Deutschland ein, wenn das Monopol eingeführt werde. Die Vorlage mache Versprechungen, die nicht erfüllbar seien, und je ernster die Regierung es mit den Versprechungen nehme, desto mehr werde sie das Monopol ausnutzen und Produzent wie Konsument würden es büßen müssen. Der Geschmack werde sich nach dem Monopol richten müssen, und wenn dies geschehen, dann werde das Monopol weniger Ertrag bringen. Aus allen diesen Gründen habe er und seine Freunde die Ueberzeugung, daß das Monopol für Deutschland unbenutzbar sei, und so würden sie dagegen stimmen. (Lebhafter Beifall links.)

Unterstaatssekretär v. Mayr spricht zunächst seine Befriedigung darüber aus, daß das materielle Bedürfniß nach einer Finanzreform vom Vorredner anerkannt worden ist. Der Wunsch nach Ueberweisung von Reichseinnahmen an die Einzelstaaten gebe sich in denjenigen Staaten, denen er näher stehe, in Baiern und Elsaß-Lothringen, lebhaft kund. Redner bespricht die Verhältnisse in Baiern, wobei er wiederholt von der linken Seite des Hauses unterbrochen wird. (Fortwährend werden Rufe laut: Zur Sache! Wir sind hier nicht im Volkswirthschaftsrath! Sie sind nicht baierischer Bundesbevollmächtigter! Baiern hat gegen das Monopol gestimmt!) Er (Redner) stimme darin mit dem Vorredner überein, daß man erst mit dem Tabaksteuergesetze Erfahrungen sammeln mußte, aber diese seit dem Jahre 1879 gesammelten Erfahrungen hätten gerade zu dieser Monopol-Vorlage geführt. Was die Schädigungen der Produzenten anlange, so seien schon jetzt die Tabakbauer von den Segnungen der freien Konkurrenz nur wenig überzeugt; bei voller Durchführung des Gesetzes vom Jahre 1879 werden sie aber gewiß dem Monopol den Vorzug geben. Die Zeiten der Konjunktur seien längst vorüber. Im Uebrigen liege es in der Absicht der Reichsregierung, sämmtliche Tabakarbeiter in der Staatsindustrie zu beschäftigen. Eine ausgiebige Besteuerung des Tabaks sei nur vom Monopol zu erwarten, das habe auch Herr Sandtmann anerkannt. Diese Erwägung allein habe zum Monopol geführt. Was die politische Seite der Frage anlange, so werde derselben ein viel zu großes Gewicht beigelegt. Das Monopol bestehe in anderen Ländern schon seit Jahrzehnten, ohne daß politische Bedenken sich an dasselbe geknüpft hätten. Redner weist die vom Abg. Sandtmann aufgestellte Behauptung, daß das Tabakmonopol alterirend auf den deutschen Handel überhaupt einwirken, ja diesen zerstören müßte, als übertrieben zurück. Im Handel trete je nach den Zeitläufen ein Artikel in den Vordergrund; derselbe sei ausschließlich abhängig von den wirthschaftlichen und politischen Verhältnissen des Landes. Auf die Einzelheiten der Ausführungen des Abg. Sandtmann werde er in der Kommission näher eingehen.

Abg. v. Minnigerode: Die Verhandlungen haben sich in erfreulicher Weise auf rein sachlichem Gebiete bewegt, um so auffallender ist es, daß während der Rede des Herrn Regierungskommissars sich auf der Linken ein auffallender Lärm erhoben hat und sogar der unerhörte Ruf: Zur Sache! erhoben worden ist. (Heiterkeit links.) Die Herren verkennen damit doch vollständig die Stellung, die sie den Vertretern des Bundesraths gegenüber einnehmen, und verletzen den Respekt, den sie den Herren Vertretern des Bundesraths schuldig sind. (Gelächter und Unruhe links; Rufe: Zur Ordnung! Abg. Richter ruft: Sie sind doch kein Schulmeister! Lärm und Ordnungsrufe rechts. — Präsident von Levetzow muß, wie es sich aus der späteren Geschäftsordnungsdebatte ergiebt, den Abgeordneten Richter in dem Augenblick zur Ordnung gerufen haben; gehört worden ist der Ordnungsruf bei der großen Unruhe des Hauses nicht) Abg. v. Minnigerode fährt fort: Ich will das eben drüben gebrauchte Bild nicht weiter ausführen, es könnte sonst für seinen Erfinder zu wenig schmeichelhaften Konsequenzen führen. Ich appellire aber an die Mitglieder, die schon länger im Hause sitzen, ob ein solcher Ton je erhört war; die Verhandlungen sind bis jetzt mit Anstand geführt worden und ich hoffe, daß das auch ferner der Fall sein wird, und daß Szenen, wie die heutigen, nicht wieder vorkommen, deshalb habe ich auch meine Bemerkung gemacht. (Heiterkeit und Unruhe links. Rufe: zur Ordnung! Abg. Richter ruft: Schade, daß der Herr nicht Korporal geworden ist. Große Heiterkeit.) Wir haben es heute nicht mit einer politischen Parteifrage zu thun, wie schon das Verhalten meiner Freunde zeigt. Einige von ihnen, namentlich die Herren aus Sachsen und Baden, sind Gegner des Monopols, andere sind Anhänger und eine dritte Richtung, der auch ich angehöre, steht prinzipiell dem Monopol nicht feindlich gegenüber, hat aber gegen seine Einführung unter den jetzigen Verhältnissen Bedenken. Ich verhalte mich also zur Zeit noch gewissermaßen neutral. Details haben wir heute schon genug gehört, ich kann mich daher auf die großen Gesichtspunkte beschränken. Stellte man sich auf den rein finanz politischen Standpunkt und erkennt man wie wir an, daß im Reiche und in den Einzelstaaten große finanzielle Bedürfnisse vorliegen, so kommt man nothwendig zu der Anerkennung, daß der Tabak zur Befriedigung derselben dienen muß. Deshalb können wir auch nicht dem Antrage der Fortschrittspartei zustimmen und aussprechen, daß man am Tabak nicht rütteln dürfe. Das steht fest: der Tabak muß mehr bluten, es frägt sich nur noch wie. Eine erhebliche Erhöhung der Gewichtssteuer halte ich für ausgeschlossen, denn sie würde für die Tabak-Industrie schlimmer sein, als das Monopol. Die Fabrikatsteuer bringt ja in Nord-Amerika hohe Erträge, setzt aber wesentlich andere Verhältnisse voraus, als bei uns zur Zeit bestehen. Die Defraudation nimmt bei denselben unerhörte Dimensionen an, die Hausindustrie, die bei uns eine so wichtige Bedeutung hat, kann bei der Fabrikatsteuer nicht aufrecht erhalten werden. Die Fabrikatsteuer hat also ein schönes Deckblatt mit höchst zweifelhafter Einlage. Es bleibt also von allen Besteuerungsarten nur das Monopol übrig, das sich für unsere Verhältnisse eignet. Die Vorlage beweist auch, daß die unglaublichsten Uebertreibungen der Gegner — ich erinnere nur an den billigsten Tabak zu 5 Mark und die Brodlosigkeit der Arbeiter — Phantasien waren, die einer Kritik nicht Stand halten können und durch den Entwurf vernichtet worden sind. Man hat auch beim Monopol die Gewißheit, daß man wenigstens reinen Tabak zu rauchen bekommt; Verfälschungen sind ebenso ausgeschlossen, wie die Defraudationen, die Kontrolle ist eine sehr einfache. Es ergeben sich also für das Monopol folgende Erwägungen: Ein großes finanzielles Bedürfniß liegt vor, der Tabak muß zur Befriedigung desselben

herhalten und die einzig mögliche Form dazu ist das Monopol; das sind unfehlbare Schlußfolgerungen. Dagegen läßt sich allerdings mit Recht einwenden, daß der finanzielle Effekt, den die Vorlage berechnet, doch sehr zweifelhaft ist, und daß man auf die bestehenden Verhältnisse, wie sie sich historisch entwickelt haben, Rücksicht nehmen muß. Am besten würden noch die Tabakbauer fortkommen, darum sind dieselben auch im Elsaß und in Baden gar nicht Feinde des Monopols. Gewissen Beschränkungen würden sie sich unterwerfen müssen, auch der Export würde zurückgehen, weil die Monopolverwaltung die besten Sorten Tabak für sich in Anspruch nehmen dürfte. Daß die Zahl der Arbeiter erheblich abnehmen würde, glaube ich nicht, die soziale Stellung derselben würde sich auch unter der Staatsregie bessern. Es würden allerdings zahlreiche Arbeiterfamilien nach einzelnen Fabrikationszentren verpflanzt werden müssen, und mit der Hausindustrie wäre es vorüber. Die großen Fabrikanten kämen bei der Entschädigung ganz gut fort, am schlimmsten wäre die Lage der kleineren bei der Einführung des Monopols. Es hat große Bedenken, eine ganz bedeutende Anzahl von Personen aus ihrem bisherigen Beruf hinauszustoßen und ihnen zu sagen: sucht euch eine neue Existenz. Ich komme in politischer Beziehung nach diesen Erwägungen zu dem Resultat: Wenn die Existenz des Reiches die Einführung des Monopols erheische, so würde ich es nicht ablehnen, zur Zeit aber und unter den bestehenden Verhältnissen trage ich Bedenken, ihm zuzustimmen. Jedenfalls halte ich eine eingehende Berathung der Vorlage für unerläßlich, auch die Gegner müssen an derselben ein Interesse haben; ich beantrage die Ueberweisung an eine Kommission von 28 Mitgliedern. Das Wort Monopol schreckt uns nicht. Wir haben ja schon einige Arten von Privatmonopolen, so die Zettelbanken, und auch die Reichsbank ist ein solches. Ich möchte auch namentlich die Nationalliberalen warnen, sich nicht zu energisch gegen das Monopol festzulegen, im politischen Leben sind die Verhältnisse sehr wandelbar und das „Niemals", das vorhin links ertönte, kam gewiß nicht aus dem Munde eines Politikers. Beifall rechts.)

In einer persönlichen Bemerkung wies Abg. Richter (Hagen) hierauf die Kritik des Abg. v. Minnigerode über das Verhalten der Linken zurück, worauf der Präsident erwiderte, daß er sich allein das Recht vorbehalten müsse, darüber zu entscheiden, was parlamentarisch sei, was nicht.

Hierauf vertagt sich das Haus.

Nächste Sitzung: Freitag 11 Uhr.

Tagesordnung: Fortsetzung der heutigen Berathung.

Deutschland.

Berlin, 10. Mai. Die telegraphisch signalisirte, von den Tabakbauern des reichsländischen Kantons Lauterburg an den Reichstag gerichtete Petition hat nach der „Elf. Lothr. Ztg." folgenden Wortlaut:

An hohen deutschen Reichstag
in Berlin.

Die unterzeichneten Tabakbauer im Kanton Lauterburg des Unter-Elsaß sehen sich genöthigt, gestützt auf vieljährige Erfahrung und in der Erwägung, daß der Tabakbau in früheren Zeiten für sie stets sehr gewinnbringend, in den letzten Jahren aber schon mit mancherlei Wagnissen verbunden war, daß derselbe jedoch nach der bereits für die nächste Ernte in Kraft tretenden weitern Erhöhung der Tabaksteuer nicht mehr als eine lohnende, sondern nur als eine mit dem größten Risiko für die Pflanzer verbundene landwirthschaftliche Produktion angesehen werden darf, weil die zukünftige Steuer, wie erfahrene Händler und Fabrikanten selbst zugestehen, den Werth des Tabaks weit unter die Produktionskosten herabdrücken wird, hohem Reichstage zu erklären, daß sie in der Verwerfung der Tabakmonopolvorlage eine weitere schwere Schädigung ihrer Interessen, wie überhaupt der aller Tabakbauer erblicken würden, und demgemäß vor hohes Haus mit der Bitte zu treten,

hochdasselbe wolle dem vom Bundesrathe votirten Entwurfe seine Zustimmung nicht versagen.

(Folgen die Unterschriften.)

Wie man der „Elf. L. Z." mittheilt, werden voraussichtlich auch noch andere elsässische Gemeinden sich der Petition anschließen.

— Ein Schmerzensgeld von 10,000 Mark hat, nach der „Magdeburger Zeitung", Kaiser Wilhelm der Prinzessin Augusta geschenkt, als er sie am Sonntag besuchte, damit sie sich dafür etwas kaufe, was sie wünsche. Die Nachrichten über das Befinden von Mutter und Kind lauten noch immer so erfreulich als bisher, der neugeborne Prinz wird als ein sehr kräftiges und derbes Kind geschildert. Unter den vielen Benachrichtigungs-Telegrammen, welche Prinz Wilhelm abgehen ließ, befand sich auch eins an die Korpsstudenten in Bonn, welche über diese Auszeichnung erfreut beim Frühschoppen ihrer Begeisterung in studentischer Weise Ausdruck gaben.

— Wie die „Hamb. Nachr." melden, ist bereits eine Amme im Marmorpalais eingetroffen. Das genannte Blatt schreibt: Interessant ist die Thatsache, daß Diejenige, welche berufen ist, dem jüngsten Sproß des Königshauses die erste Nahrung zu geben, die Amme, aus Schleswig Holstein, und zwar aus der nahen Probstei, stammt. Dieselbe, eine stattliche hübsche Person, ist die Frau eines kleinen Maurers aus Höhndorf-Gädersdorf und bereits vor einiger Zeit von dem Pastor Mühlenhardt in Schönkirchen (bekanntlich früherer Lehrer der Prinzessin) und dem Geheimen Medizinalrath Professor Dr. Esmarch für das Amt, in welchem sie jetzt funktionirt, in Aussicht genommen. Auf telegraphische Ordre ist die junge Frau denn vor wenigen Tagen in der ländlichen Probsteier Tracht, begleitet von ihrem eigenen Sprößling und einer Dienerin, aus ihrer eigenen sehr bescheidenen ländlichen Häuslichkeit in das schöne Marmorschloß am Heiligen-See zu Potsdam übergesiedelt. Erwähnt mag noch sein, daß die Reise nach dort in einem Eisenbahnwagen erster Klasse erfolgte."

— Infolge der Entdeckung, daß die Lungenschwindsucht auf das Vorhandensein von Pilzen zurückzuführen sei, sind jetzt weitere wissenschaftliche Forschungen darüber eingeleitet, ob nicht auch die Lungenseuche der Hausthiere auf ähnliche Entstehungsgründe zurückzuführen wäre. Die wissenschaftliche Deputation im Ministerium für Medizinalangelegenheiten ist mit Erhebungen über diese Frage betraut worden und der Geh. Medizinalrath Prof. Dr. Virchow begiebt sich zu diesem Behufe jetzt in die Provinz.

Provinzielles.

Stettin, 10. Mai. Der Inhaber eines öffentlichen Versammlungsortes, welcher zur Verheimlichung von Glücksspielen mitwirkt, wird nach einem Urtheil des Reichsgerichts, II. Strafsenats, vom 28. Februar d. J., auch dann von der Strafe des § 285 des Strafgesetzbuchs getroffen, wenn er für eine geschlossene Gesellschaft zum Zwecke des Glückspiels einen, allgemein oder zur Zeit des Spieles, nicht öffentlichen Raum hergiebt.

— Der für die regelmäßige Fahrt zwischen hier und Ystad bestimmte Dampfer „Excelenzen Posse" ist heute Morgen hier eingetroffen. Derselbe liegt am Packhofe.

— In der heutigen Sitzung der Strafkammer des Landgerichts hatte sich zunächst der Handlungskommis Franz Th. Kloth aus Swinemünde wegen Urkundenfälschung zu verantworten. Derselbe war bei dem Makler Trittelfritz in Swinemünde in Stellung und wurde besonders bei der Deklaration von Schiffen beschäftigt. Er verstand es hierbei, durch mehrere Fälschungen sich einen Vermögensvortheil zu verschaffen. Am 20. Mai v. J. traf der dänische Schooner „Habit" mit einer Ladung Eichorienwurzeln ein. Für Eichorien wird ein Hafengeld von 5 Pf. pro Kubikmeter erhoben. Kloth ließ sich von seinem Chef auch das Hafengeld in dieser Höhe geben, fälschte jedoch die Hafengeldquittung und schrieb in dieselbe anstatt eine Ladung Eichorienwurzel als Ladung Cement, weil für Cement nur ein Hafengeld von 2 Pf. pro Kubikmeter erhoben wird. Die Differenz nahm er an sich und verwendete sie in eigenem Nutzen, die Quittung fälschte er gleichfalls. Eine gleiche Fälschung ließ er sich am 25. Mai zu Schulden kommen und zwar bei dem Schiff „Ida Mathilde", welches mit 1088 Kubikmeter Holz in Swinemünde eintraf, wofür 108 Mark 80 Pf. Hafengeld entrichtet werden sollte. Kloth schrieb auf den Hafengeld-Anmeldeschein 888 Kubikmeter anstatt 1088 Kubikmeter und verwendete wiederum die durch diese Fälschung erschwindelten 20 Mark in seinem Nutzen. Kloth war in der heutigen Sitzung in vollem Umfange der Anklage geständig und wurde zu 9 Mon. Gefängniß und 1 Jahr Ehrverlust verurtheilt.

Den Arbeiter Paul Ed. Kieckbusch von hier trifft wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt eine Gefängnißstrafe von 4 Monaten.

Am 27. März d. J. wurden dem Fuhrherrn Gnirk aus Misdroy von drei Bauernfängern durch das bekannte Kümmelblättchen 100 Mark abgenommen. Schon am nächsten Tage gelang es, die Spieler in der Person des Bäckers Karl Wittenberg, des Schlächters Otto Lange und des Bäckers Thiede zu ermitteln. Erstere beiden wurden verhaftet, während es dem Th. gelang, zu entkommen. Wittenberg und Lange hatten sich deshalb heute wegen gewerbsmäßigen Glücksspiels zu verantworten und wurde gegen Wittenberg, der bereits wiederholt wegen gleichen Vergehens vorbestraft ist, auf 1 Jahr 6 Mon. und 2 Jahr Ehrverlust, gegen Lange auf 1 Jahr Gefängniß und Ehrverlust erkannt.

Demnächst betraten zwei Nachzügler von den Theilnehmern an den Straßenkrawallen im August v. Js. die Anklagebank: die Kellner Otto Heinrich Rosalowsky und Franz Wilhelm Emil Müller. Beide sind beschuldigt, an den Zusammenrottungen am 15. resp. 16. August Theil genommen zu haben, sich auch auf die Aufforderung der Polizeibeamten nicht entfernt zu haben. Müller wird außerdem zur Last gelegt, daß er Steine aufgesammelt hat, um nach den Beamten zu werfen. Der Gerichtshof erkannte wegen Auflaufs und groben Unfugs gegen R. auf 14 Tage Gefängniß und 1 Woche Haft, gegen M. auf 6 Wochen Gefängniß und 14 Tage Haft.

— Der Postdampfer „Main", Kapt. J. Barre, vom Norddeutschen Lloyd in Bremen, welcher am 26. April von Bremen abgegangen war, ist am 9. Mai wohlbehalten in Newyork angekommen.

— Wir theilten schon mit, daß das Bellevue-Theater unter Direktion des Herrn Wegler am kommenden Sonntag eröffnet wird. Zur Aufführung gelangt die ansprechende, melodiöse Operette „Donna Juanita" mit vollständig neuen Kostümen und Requisiten. Die Hauptpartien befinden sich in den Händen der Damen Wegler-Krause, Meffert und Gauger und der Herren Grosser, Carlson und Meffert. Am Montag gehen L'Arronge's „Hasemanns Töchter" in Szene. Interessant wird es unsern Lesern sein zu hören, daß das beliebte Mitglied des Stadttheaters Frl. Haffner an das Bellevue-Theater engagirt ist.

— Gestern Morgen passirte auf dem Bahnhofe zu Pasewalk ein Unfall, der leicht das größte Unglück im Gefolge haben konnte. Als nämlich der von Stettin kommende Frühzug einfuhr, brach kurz vor der Ueckerbrücke mit lautem Knall eine Schiene; der Zug passirte jedoch die Bruchstelle, die Schiene war zum Glück in schräger Richtung gesprungen, bei gradem Bruch war eine Entgleisung fast unvermeidlich, sowie die Ueckerbrücke, ohne daß wohl auch nur einer der Reisenden bemerkte, in welcher Gefahr er geschwebt hatte. Bevor der Zug nach Stettin abgelassen werden konnte, mußte eine neue Schiene eingelegt werden.

— Daß man im Verkehr mit Hausirern die größte Vorsicht beobachten muß, lehrt wieder folgender Fall. Hierselbst in der Petrikirchenstraße wohnt ein Schmied, welcher als Arbeiter angemeldet ist, Namens May. Dieser Mann ernährt sich hauptsächlich dadurch, daß er zu schleifende Gegenstände zusammenholt, solche in Grabow a. O. schleifen läßt und die erzielte Einnahme mit dem betreffenden Schleifer theilt. Dieser May, welcher in Stargard beim Colberg'schen Grenadier-Regiment 8. Kompagnie als Soldat gedient hat, benutzte nun kurz vor Ostern seine erworbene Lokalkenntniß und machte eine Kunstreise nach Stargard. Es war ihm ferner bekannt, daß der Instrumentenschleifer Matzky daselbst verstorben war und die Wittwe das Geschäft unter Leitung eines tüchtigen Werkführres fortsetzt. Der 2c. May hat nun die Dörfer Klempin, Lübow, Roggow, Saarow, Pützerlin und Buchholz besucht und den Leuten vorgeschwindelt, er käme im Auftrage des besagten Werkführers. Dieser habe nämlich der Frau Matzky das Geschäft abgekauft, deshalb sei er gesandt worden, der Kundschaft hiervon Mittheilung zu machen. Zu schleifende Sachen würde er mitnehmen und Sonntag wiederbringen, diese erste Arbeit des neuen Geschäftsinhabers würde überhaupt zur Probe seiner Kunst und gratis gefertigt. Natürlich fand diese Geschichte sogleich Glauben und eine große Menge von Rasirmessern, Scheeren, Tischmessern 2c. wurden dem 2c. May übergeben. Der Sonntag kam, aber die hergegebenen Gegenstände blieben aus. Da begaben sich nun die betheiligten Personen in das Matzky'sche Geschäft, wo selbstredend nichts abgeliefert war, vielmehr stellte sich nun der raffinirte Betrug heraus. Hierselbst angestellte Ermittelungen führten nicht nur zur Entdeckung des Thäters, sondern es stellte sich auch gleichzeitig heraus, daß die erhaltenen Gegenstände von dem May hierselbst und in der Umgegend Stettins sämmtlich zu spottbilligen Preisen verkauft worden waren. Der königlichen Staatsanwaltschaft ist von diesem Falle Anzeige gemacht worden.

, **Stargard**, 10. Mai. Nachdem seit dem 1. April d. Js. die obligatorische Fleischschau in's Leben getreten ist, wonach nicht nur trichinöse, sondern auch finnige Schweine konfiszirt werden, ist hier ein Schweine-Versicherungs-Verein auf Gegenseitigkeit gegründet worden. Es wird ein Eintrittsgeld von drei Mark, sowie für jedes Schwein ein Beitrag von 75 Pfennigen vierteljährlich gezahlt. Wie nothwendig es ist, einem solchen Verein beizutreten, ist schon ad oculos demonstrirt worden. Der Verein hat bereits ein mit Trichinen behaftetes, versichertes Schwein ersetzt.

♂ **Bütow**, 9. Mai. Zur Feier des dem Hause Hohenzollern entsprossenen Erbprinzen wurden gestern Abend auf Anregung des Herrn Bürgermeisters von dem Walle der alten Ritterburg Kanonenschüsse gelöst und darnach von der hiesigen Stadtkapelle Zapfenstreich geschlagen. In Anregung des freudigen Ereignisses waren einige Häuser der Stadt illuminirt. Herr Obersteuerkontrolleur Backmeister als alter Krieger nahm Veranlassung, dieses Ereigniß in poetischen Reimen niederzuschreiben. Das Gedicht wurde heute Abend zu Anfang des Theaterstückes „Lenore" von einem Mitgliede der Redlich'schen Theatergesellschaft vorgetragen und dazu ein Festprolog gesprochen. Das hierauf folgende Volksstück diente gleichsam als Nachspiel, indem es Zeugniß deutscher Soldatentreue zu Kaiser und Reich ablegt.

Kunst und Literatur.

Griechenland in Wort und Bild. Eine Schilderung des hellenischen Königreiches von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit ca. 200 Illustrationen. In 20 Lieferungen à $1^1/_2$ M. Leipzig, Schmidt u. Günther.

Das Werk wird dem Leser das schöne und klassische Griechenland in großen, aber erschöpfenden Zügen vorführen, und zwar vorwiegend, wie sich dasselbe heute darstellt. Auf dieser reellen Unterlage soll dann die Erinnerung an das antike Leben der hellenischen Welt ihre Herrlichkeiten aufbauen, die Landschaften beleben, den Zusammenhang der Erscheinungen zwischen Ereigniß und Schauplatz herstellen. Die unzähligen, von der Sage, Kultur und Geschichte verklärten, alten Orte, deren Namen uns märchenhaft im Gedächtnisse bewahrt werden, diese Orte sollen dem Leser bildlich zur Anschauung gebracht und hierbei geistig mit dem reichen Schmuck der Vergangenheit versehen werden. Der von hoher Begeisterung für die große Aufgabe zeugende Text des beliebten Verfassers nimmt unsere Sinne sofort gefangen und wir lauschen gern seinen farbenreichen Schilderungen und Reminiscenzen. Der Leser wird in diesem Werke kein antikes Denkmal, kein berühmtes Bauwerk, keine denkwürdige Stätte vermissen. Allen Illustrationen liegen vorzügliche Photographien zu Grunde, die Ausführung derselben, sowie die übrige Ausstattung ist eine dem großen Gegenstande würdige. [87]

Als ein sehr praktisches und werthvolles Unternehmen erscheint uns der im Verlage von Franz Neugebauer in Berlin herausgegebene „Literarische Merkur". Neben interessanten Essays bietet derselbe unparteiische Kritiken über neue Werke von allgemeinerem Interesse und einen ausführlichen Bericht aller neuen Erscheinungen auf dem deutschen sowie einer Auswahl derjenigen vom englischen, französischen und italienischen Büchermarkt. Der Theologe wie der Jurist, der Mediziner wie der Philologe, der Lehrer wie der Techniker, der Künstler wie der Kaufmann, der Historiker wie der Militär, der Land- oder Forstwirth wie der Freund der schönen Literatur — ein jeder findet in der Bibliographie des „Literarischen Merkur" die für ihn interessanten neuen literarischen Erscheinungen mit genauer Preisangabe verzeichnet. Der „Literarische Merkur" bietet also geistigen Genuß, entspricht einem thatsächlichen Bedürfniß und ist dabei elegant ausgestattet und billig. Das Vierteljahr kostet nur 75 Pfg. Man abonnirt in jeder Buchhandlung. [88]

Vermischtes.

— In der „Biebrich-Mosbacher Tagespost" findet sich folgendes hübsche Inserat: „Die Vorkommnisse der letzten Woche bedingen eine Reorganisation der Feuerwehr, damit bei einem etwa ausbrechenden Brande durch mögliche Nichtbefolgung von Anordnungen eventuell ein größeres Unglück verhütet wird. Es ergeht daher an die Herren Führer der hiesigen Feuerwehr die dringende Bitte, behufs Besprechung dieser Angelegenheit eventuell Vorschläge an den hochlöblichen Gemeinderath betreffend Neuwahl eine Versammlung anzuberaumen. Im Auftrage vieler Feuerwehrleute: A. Söhngen. F. Stritter."

— In Monaco, dem bekannten Spielbade, fand man jüngst an einer Gartenmauer folgende mit Kohle flüchtig hingeschriebene Worte: „Ich habe im Spielsaale auf dem Roulettetische 15,000 Fres. verloren; dem Wiederbringer eine Belohnung von 5000 Francs!"

Glatz, 28. April. Am 21. d. Mts. stieß der Sohn des jetzigen Besitzers eines Restgutes (vom früher gräflichen von Magnis'schen Dominialgute) zu Seifersdorf, Franz Fleischhauer, beim Pflügen auf einen Topf, welcher 970 Stück große und kleine Silbermünzen verschiedenen Gepräges enthielt. Mitten darin lag, in einen Linnenfleck gehüllt, eine Rolle von 61 Goldmünzen, sämmtlich aus den Jahren 1588 bis 1635, alle noch sehr gut erhalten und von ganz scharfem Gepräge; die Münzen haben je den Werth eines Dukaten.

Haynau, 28. April. In früheren Jahren wurden in schlesischen Flußläufen viele Muscheln gefunden, welche schöne, verwendbare Perlen enthielten, für die ein ganz annehmbarer Preis erzielt wurde. Dieser Tage ist nun am Ufer unseres kleinen Flüßchens von einer Dame beim Sammeln von Muscheln in einer derselben eine Perle von Erbsengröße gefunden worden. Man wird nun den Muscheln größere Aufmerksamkeit zuwenden.

Telegraphische Depeschen.

Karlsruhe, 10. Mai. Die Großherzogin, welche mit der von Amsterdam nach Stockholm zurückreisenden Königin von Schweden am Sonntag in Köln zusammengetroffen war, kehrte heute früh nach Baden zurück.

Wien, 10. Mai. Bei der fortgesetzten Berathung der Zolltarifvorlage wurde der Zoll für Eisen unverändert genehmigt. Im Laufe der Debatte erklärte der Vertreter der Regierung, die Regierung habe an die russische Regierung eine Anfrage wegen der beabsichtigten Erhöhung der Zölle für Sensen gerichtet, habe aber bis jetzt keine Antwort erhalten. Indeß stehe außer Zweifel, daß eine differentielle Behandlung Oesterreichs und Deutschlands nicht eintreten werde.

Wien, 10 Mai. Die „Polit. Korresp." erfährt in Betreff der Ermordung des Bezirks-Kanzlisten Baumann und des Kadi von Focaric bei Cainica, daß dieselben trotz des Auftrages des Bezirksvorstehers, sich der Postbedeckung anzuschließen, die Rückreise allein angetreten haben und dadurch die Opfer des räuberischen Ueberfalles geworden sind.

Aus Sofia wird der „Polit. Korresp." berichtet:

Entgegen den Meldungen in der Presse wird auf das Bestimmteste versichert, daß hierselbst völlige Ruhe herrscht und keinerlei Manifestationen besorgt werden. Das Verhältniß des Fürsten zu den russischen Offizieren war immer ein freundschaftliches.

Paris, 10. Mai. Die „Agence Havas" meldet aus Kairo vom 9. d. Mts.:

Der Khedive versammelte heute die Konsuln der Großmächte um sich und konferirte später nochmals mit den Konsuln von England und Frankreich, deren energischem Drängen er nachgab, indem er sich entschloß, die Antwort der Pforte nicht abzuwarten und verschiedene Strafumwandelungen auszusprechen. Die Konsuln von England und Frankreich sollen in vollkommenem Einvernehmen handeln.

London, 10. Mai. Nach einer Meldung des „Reuter'schen Bureaus" ist von der Absicht Gladstone's, seine Entlassung zu geben, bis jetzt Nichts bekannt, noch sind gegenwärtig Anzeichen vorhanden, welche dies wahrscheinlich erscheinen ließen.

London, 10. Mai. Unterhaus. Lord Grosvenor beantragte, daß das Haus sich nach seiner heutigen Sitzung bis morgen Abend 9 Uhr vertage, damit es den Mitgliedern des Hauses möglich sei, der Beerdigung des Lord Cavendish beizuwohnen. Croß unterstützte den Antrag, welcher angenommen wurde.

Kairo, 10. Mai. Dem Vernehmen nach sollen Mahmud Pascha und Mustapha Pascha ihre Entlassung nehmen und werde der Versuch gemacht werden, dem Khedive Arabi Bey als Konseil-Präsidenten aufzunöthigen. Das Kabinet beabsichtige, die Notabeln zu berufen, um die Absetzung des Khedive aussprechen zu lassen. Mehrere Generalkonsuln hätten bei ihren Regierungen telegraphisch die Hersendung von Panzerschiffen nachgesucht.

Die Nonnenbraut.

Roman nach einem englischen Stoff

von

S. Kutschbach.

7)

„Komteß" antwortete der Offizier herzlich, „solche Gefühle machen Ihnen wirklich Ehre. Ich werde Tag und Nacht nicht ruhig, bis ich erfahren habe, was Sie wünschen."

„Ich danke Ihnen. Nehmen Sie diese Rose, Hauptmann Swaby", sprach sie lächelnd, „als einen Beweis meiner Dankbarkeit."

Es war eine der Blumen, welche das Spitzentuch auf ihrer Brust zusammenhielten. Seine Finger zitterten, als er von ihr die Rose nahm und sie an seine Lippen führte.

„Ich bin reich belohnt, Komteß", flüsterte er. „Leben Sie wohl!"

„Nein, auf Wiedersehen. Heute Nachmittag verreise ich nach Biarritz, von wo ich in einigen Tagen zurückkehre und Weiteres von Ihnen zu hören hoffe."

„Sie sollen befriedigt werden. A revoir!"

Er verbeugte sich und verließ das Zimmer, nachdem er noch einen letzten heißen Blick auf Beatrice's hohe Gestalt geworfen, während sie durch eine andere Thüre verschwand.

„Gestern warst Du noch mein größter Feind, Hubert Grandison, heute segne ich Dich als meinen besten Freund", murmelte Hauptmann Swaby, während er sein Pferd bestieg und nach dem Bois der Boulogne ritt. „Die schöne Beatrice wird jetzt doch noch mein!"

Sein Kopf drehte sich mit ihm, seine Pulse fieberten in Gedanken an die goldenen Bilder, die er sich von der Zukunft ausmalte, in denen er Beatrice als sein Weib an sein Herz drückte.

Er wäre wohl schwerlich so glücklich gewesen, hätte er in diesem Augenblicke sie, die er liebte, sehen können, wie sie sich in ihrem Boudoir auf eine Ottomane niederwarf, das von Thränen überströmte Gesicht in die Kissen verbergend und leidenschaftlich schluchzend.

„Hubert — Hubert!" rief sie aus, indem sie sich vor innerem Weh krümmte. „O, wie sehr habe ich Dich geliebt, und daß ich Dich nun so verlieren muß — zu wissen, daß ich Dir nie angehören kann, daß eine Andere die Stelle einnimmt, für die ich Alles dahingegeben hätte! — Eine Andere! Ja, dieser Novize — dieses Kindes Lippen allein dürfen Dich Gatte nennen, Hubert! O, wie tief ich sie hasse."

Dann ließ ihre Erregung allmälig nach; das Gefühl hoffnungslosen Elends, grenzenloser Verzweiflung, gegen die sie nicht anzukämpfen vermochte, überwältigte sie. Ein konvulsivisches Zittern befiel ihre Gestalt. Sie verbarg das Gesicht mit den Händen und mit dem Schrei: „Hubert — Hubert! auf ewig verloren!" fiel sie ohnmächtig zur Erde. Diese Bewegung machte, daß ein kleines Bild, welches an einem Bande um ihren weißen Hals hing sich aus den Falten des Kleides schob — es war das wohlgetroffene Portrait Hubert Grandison's.

6. Kapitel.

Komteß Beatrice Vasalle, die schöne Engländerin, erregte auch in Biarritz, wie überall viel Aufsehen. Franzosen und Engländer schwärmten für sie, haschten nach einem Blick, einem Wort, einem Lächeln von ihr und nie war Beatrice's Haltung majestätischer gewesen, nie war sie selbst heiterer erschienen, als eben jetzt, und doch gab es wohl nie ein traurigeres gequälteres Herz, als das ihrige in diesen Tagen. Sie lächelte, sie sprach, sie genügte allen Anforderungen, welche die Gesellschaft an sie stellen konnte, aber jeder ihrer Gedanken war bei Hubert und seiner Gattin. Was thaten sie? Lebten sie in Einigkeit? Bereute er schon seine That oder begannen sich die beiden jungen Gatten zu verstehen? Würde er seine Frau je lieben lernen? Sie frug nicht darnach, ob diese ihn lieben würde, denn sie wußte ja, daß Josephine nicht anders konnte, als ihn zu lieben, und in diesem Punkte wenigstens hatte sie recht. Sie verlangte sehnsüchtig nach Paris zurück, um diese Fragen alle beantwortet zu sehen und zu hören, was Hauptmann Swaby über das junge Paar weiter vernommen.

Manchmal schalt sie sich, daß sie ihn nicht gebeten hatte, ihr nach Biarritz zu schreiben und doch wieder war sie froh, daß sie sich nicht so weit von ihren Gefühlen hatte hinreißen lassen, denn diese Bitte hätte ihm doch wahrscheinlich Alles verrathen. Somit gab sie sich nur Nachts ihrem Elend hin, wenn sie sich nach einem vergnügten Tage allein in ihrem Zimmer befand, wenn kein fremdes Auge in ihren erregten Zügen lesen konnte. Wie glücklich aber fühlte sie sich, als sie endlich wieder auf der Eisenbahn saß und mit ihrer Mutter nach Paris zurückkehrte.

Nie war der Eilzug so langsam gefahren, nie hatten ihre Pferde welche sie am Bahnhof zu Paris erwarteten, sich müder und lebloser gezeigt, als an diesem Tage.

Endlich hatte ihre Ungeduld ein Ende Ihr Haus war erreicht und nachdem Beatrice so ruhig wie möglich gewartet hatte, bis ihre Mutter glücklich in den Händen ihrer Kammerfrau war, eilte sie mit klopfendem Herzen nach ihrem Ankleidezimmer und sprang auf den Tisch zu, auf welchem man stets in ihrer Abwesenheit die ankommenden Briefe zu legen pflegte.

Diesmal waren es ihrer zwei, die ihrer harrten. Sie erkannte das Wappen auf dem einen sofort als dasjenige Hauptmann Swaby's und erbrach ihn mit zitternder Hand, indem sie achtlos den anderen bei Seite warf und sich matt vor Erregung in den nächsten Stuhl niederließ. Der Brief war vor drei Tagen geschrieben und lautete folgendermaßen:

„Verehrte Komteß!

„Ich habe alles Mögliche versucht, Ihren Auftrag auszuführen und bis jetzt Folgendes in Erfahrung gebracht: Nach der Trauung im Kloster hat eine französische Dame, Madame de Rigaux, Hubert Grandison's Frau mit sich in ihre Wohnung genommen." —

Bei diesem Namen hielt Beatrice inne und tiefer Schmerz malte sich in ihren Zügen. Sie bezwang sich jedoch und las weiter:

„Hier blieb sie fast eine Woche und reiste dann in ihres Gatten Begleitung mit Madame de Rigaux nach Boulogne, wo die Damen ein Schiff nach Folkstone bestiegen, während unser Freund, das Ränzel auf dem Rücken sich wieder auf eine seiner Fußreisen durch Europa begab. — Ich fürchte, diese Auskunft wird ihnen kaum genügen, da es nur wenig und nichts Bestimmtes ist; doch hörte ich noch, daß Frau Grandison zwei Jahre in irgend einer Familie oder einem Pensionat in England zubringen soll, um sich für ihre künftige Stellung vorzubereiten, bis zu welchem Zeitpunkt auch ihre protestantische Trauung — welche allein die Ehe gültig macht — verschoben wurde.

Mit dem heißen Wunsche, mich bald wieder in Ihrer Gegenwart sonnen zu können, ohne welche Paris leer und traurig erscheint, küsse ich Ihnen achtungsvoll die Hand und bleibe

Ihr ergebener Diener

John Manson Swaby."

Als sie den Brief gelesen, fiel Beatrice's Hand in den Schooß und sie lehnte ihren Kopf gedankenvoll zurück, glühend vor Freude und Aufregung.

So hatte sie doch Etwas erfahren, wenn auch wenig; allein dies Wenig genügte, um sie mit Jubel zu erfüllen. Dies Kind war also nicht wirklich Hubert's Frau und würde es wahrscheinlich erst nach zwei Jahren. Was mochte Alles bis dahin geschehen? Josephine konnte sterben — ach, daß sie doch stürbe!

Es war ein grausamer Wunsch, doch ein inniger.

Wie konnte auch der schöne elegante Hubert Grandison glücklich werden mit einer Frau, welche wie ein Kind erst erzogen werden mußte, ehe er sie der Gesellschaft vorstellen durfte.

Ein kalter Strahl schoß aus Beatrice's stahlblauen Augen.

„Noch nicht richtig verheirathet", murmelte sie und neue Hoffnung zog durch diese Mittheilung Hauptmann Swaby's in ihr Herz ein.

Sie öffnete ihr Schmuckkästchen, welches auf dem Toilettentisch stand und nahm daraus Hubert's Bild, welches sie ja nun nicht mehr auf der Brust tragen durfte. In stiller verzückter Bewunderung betrachtete sie es. Was für männliche, offene, sanfte Züge er doch hatte! Wie lieb die großen ehrlichen, ernsten Augen sie anblickten! Wie eigen war das Lächeln, das um die Lippen spielte. Er mußte offenbar glücklich gewesen sein, als das Bild gemalt wurde, — war er jetzt glücklich?

Börsen-Bericht.

Stettin, 10. Mai. Wetter bewölkt. Temp. + 10° R Barom. 28" 6"' Wind NW

Weizen etwas fester, per 1000 Klgr loko gelb 210—220 bez., weißer 211 221 bez, per Mai 220,5 bez., per Mai-Juni 219,5 bez., per Juni-Juli 218,5—219 bez., per Juli-August 211 bez., per September-Oktober 206 bez.

Roggen etwas fester, per 1000 Klgr. loko inl 150—153 bez., per Mai 151—151,5 bez., Bf. u. Gd., per Mai-Juni 148 bez., per Juni-Juli 146—146,5 bez., per Juli-August 145,5 bez., 145 Gd., per September-Oktober 144,5—145 bez.

Winterrübsen per 1000 Klgr. loko per September-Oktober 256,5 bez.

Rüböl matter, per 100 Klgr. loko bei Kl. ohne Faß 58 Bf., per Mai 56,5 Bf., per Mai-Juni 55,75 bez., per September-Oktober 55,25 Bf.

Spiritus still, per 10,000 Liter % loko ohne Faß 44,9 bez., per Mai u. per Mai-Juni 46 Bf. u. Gd., per Juni-Juli 46,7 bez, per Juli-August 47,5 bez., per August-September 48,2 bez.

Petroleum per 50 Klgr loko 7,1 tr. bez.

Bekanntmachung.

Zum öffentlich meistbietenden Verkauf der an der Elisabethstraße im Bauviertel II belegenen Parzelle 12 wird ein Termin auf

Sonnabend, den 13. Mai d. J.,

Vormittags 11 Uhr,

in der Kasematte Nr. 48 angesetzt.

Lageplan und Verkaufsbedingungen können in unserm Geschäftszimmer vorher eingesehen werden.

Stettin, den 27. April 1882.

Die Reichskommission

für die Stettiner Festungsgrundstücke.

Doch — hatte sie über ihrem eigenen Weh vergessen, daß das seinige ebenso groß sein konnte? dachte Beatrice. Was hatte er durch sein Opfer errungen? — ein Weib, das er nicht liebte, ein Kind, das, bis es erzogen war, ebensowenig zu seiner Frau paßte, als in seine gesellschaftlichen Kreise; und er, — der Hubert Grandison, der unter Allen hätte wählen können, ohne Furcht, abgewiesen zu werden, war nicht seine Zukunft — dieselbe Zukunft, welche er so gerne sich ausmalte und nach seinen Grundsätzen gestaltete — zerstört wie ihre eigene?

Die Thränen fielen reichlich über Beatrice's Wangen und trübten das Bild in ihrer Hand.

„Armer, armer Hubert! Du bist gewiß auch zu bedauern!“ murmelte sie und beugte sich über sein Antlitz. Doch noch ehe ihre Lippen das Medaillon berührten, richtete sie sich auf und rief erschrocken, ihr Haupt stolz zurückwerfend: „Nein! Gehört er vorläufig nicht einer Anderen an? Ich will warten, bis er frei ist, dann soll meine ganze Gegenliebe ihm gehören. So lange aber dieses Mädchen ihn ihren Gatten nennt, will ich mich nicht erniedrigen, meinen Gefühlen ganz nachzugeben!“

Während sie das Bild wieder an seinen Ort brachte, klopfte es an der Thür und auf ihr „Herein!“ erschien ihre Zofe

„Nun, Elisabeth, was giebt es?“ fragte Beatrice.

„Gnädiges Fräulein, Lady Vasalle wünscht zu wissen, ob Sie heute Nachmittag nach dem Bois de Boulogne fahren wollten.“

„Will meine Mutter wirklich ausfahren? Ich dachte, sie wäre zu müde dazu.“

„Das ist Mylady auch, sie meinte nur, daß wenn Sie es wünschten, Sie mit der Gräfin de St. Hilaire fahren könnten, welche sich dazu erboten hat.“

„Nun, so sage ihr, ich nähme ihr Anerbieten mit Dank an, und dann komme wieder, Elisabeth, um mich anzukleiden.“ Und als sie wieder allein war, flüsterte sie: „Vielleicht treffe ich Hauptmann Swaby, der am Ende wieder neue Nachricht für mich hat.“

Ohne den anderen Brief weiter zu beachten, dessen Handschrift sie als diejenige einer Freundin in England erkannt hatte, kleidete sich Beatrice rasch an und befand sich kurze Zeit nachher in dem eleganten Wagen der Gräfin, als eine der schönsten und heitersten Besucherinnen des Bois de Boulogne.

Die Gräfin de St. Hilaire war eine höchst angenehme Gesellschafterin. Ebenso hübsch wie geistreich, vereinigte sie die würdevolle Haltung einer Engländerin mit der Lebhaftigkeit einer Französin. Es konnte Niemand in ihrer Gesellschaft still und traurig sein und Diejenigen, welche sich um ihren Wagen schaarten, der mit Beatrice eine doppelte Anziehung bot, waren durchaus keine Kopfhänger.

Der Gräfin besonderer Liebling war Sir Godfroy. Nie harmonirten zwei Menschen besser, wie diese Beiden, und sie bevorzugte ihn denn auch so deutlich, daß, wenn er sich mit seinem höflichen Lächeln näherte, alle anderen Kavaliere sofort Platz machten.

Das Gerücht ging, daß die lebhafte Gräfin ihres Wittwenstandes müde würde; sie lachte gutmüthig darüber, als sie es hörte und fuhr fort, ihren nun fast unzertrennlichen Begleiter zu begünstigen. Heute jedoch erschien er erst kurz bevor die Damen das Wäldchen verließen.

„Aber, Sir Godfroy!“ rief die Gräfin, indem sie ihn an ihre Seite winkte, „was hat Sie heute mir untreu gemacht? Sie müssen eine gute Entschuldigung vorbringen oder ich werde Ihnen recht böse sein. Nun?“

„Eine bessere Entschuldigung könnte ich auch sicher nicht haben. Ich erfuhr Neues von unserem jungen Eremiten.“

„Wie, von Hubert Grandison?“ fragte die Gräfin sich verbeugend.

„Von ihm. Mein Freund Grantley Dalton, der eben nach Paris zurückgekehrt ist, hat ihn in Dänemark gesehen.“

„Wirklich? O Beatrice, höre einmal zu. Unser armer Bräutigam ist gesehen worden.“

Sie hätte nicht nöthig gehabt, die Aufmerksamkeit ihrer Freundin wachzurufen, denn obgleich ein gleichgiltiges Lächeln um ihre Lippen spielte, so horchte Beatrice doch athemlos der Unterhaltung der Beiden zu.

„Sah Herr Dalton auch die Novize?“ fragte die Gräfin weiter. „Ich möchte gar zu gerne etwas über sie hören.“

„Dann bedaure ich, Ihnen hiermit nicht dienen zu können. Hubert Grandison war allein und zu Fuß aus Holland gekommen.“

„Allein! — Hat er seine Hochzeit so schnell bereut, daß er den Honigmonat schon allein verlebt? O, wie schändlich! Vielleicht entpuppte sich das stille Nönnchen als eine böse Sieben.“

„Das weiß ich ebenfalls nicht, gnädige Frau; sie waren aber ganz gewiß nicht beisammen. Doch will ich Ihnen Alles erzählen, was ich hörte.“

(Fortsetzung folgt.)